

Der Glanz des Lichtes

Danièle Cohn

„Mehr Licht“, soll Goethe gesagt haben, bevor er starb. Im Deutschen, das nicht die Doppelsinnigkeit des französischen „plus de lumière“ kennt, handelt es sich klar um eine Verstärkung des Lichtes und nicht um sein Verschwinden. Man öffnete das Fenster, um Licht in das Zimmer einzulassen. Um Licht einzulassen oder damit die aus dem Körper tretende Seele dem Licht entgegenfliege? Wir wissen nicht, worauf die Fenster sich öffnen. Ist das Licht in uns oder außer uns? Das Licht tritt nicht in uns ein und wir treten nicht in das Licht ein, es sei denn, wir sind gläubig und nennen dieses „Licht“ Gott. Wenn die Augen sich für immer schließen, wenn die Einwilligung in den kommenden Tod sie bereits halb geschlossen hat, was sehen sie dann? Und wenn sie nun mehr Licht, ein intensiveres Licht sähen, während wir Lebenden, die wir am Ufer verbleiben, den Tunnel fürchten, der die Sterbenden verschlingt, dieses Dunkel, die sie uns entreißt? Wer kann wissen, was das Auge sieht, wenn wir seinen Blick nicht mehr erfassen? Wir sehen Visionen nicht, wenn wir auch ihre Mechanismen verstehen. Wir können nicht direkt in die Sonne blicken, und tritt eine Sonnenfinsternis ein, und wollten wir das Phänomen – das, was erscheint, was sich offenbart – weiterhin mit bloßem Auge anblicken, so verlören wir das Augenlicht.

Und Sterben würde bedeuten, sich in einem Übermaß an Licht zu verlieren... Es wäre Verklärung, oder Transfiguration viel eher als Auslöschung; also der Liebestod Isolde und nicht das furchteinflößende Lied Beethovens mit dem Titel Resignation. In den Evangelien wird die Verklärung Christi auf dem Berg Tabor, griechisch metamorphosis, in wörtlicher Übersetzung Veränderung des Gesichts, in ebendiesen Worten beschrieben: „Und als er betete, wurde das Aussehen seines Gesichts anders, und sein gewand wurde weiß und glänzte.“ (Lukas 9/29). Glorienschein des Lichtes, glorreiche Körper, Glorienschein wie Weiße, wie Unschuld, der Augenblick der Verklärung ist ein vorweggenommener Trost, ein Versprechen auf Auferstehung – vor den Leiden der Passion. Wagner erinnert sich im Karfreitagszauber zu Beginn des dritten Aktes des Parsifal genau an diesen Trost, wenn er mit den Mitteln der Musik das Wiederergrünen der Wiese beschreibt, die Blumen, die den Schmerz des auf Golgotha sterbenden Christus nicht sehen wollten und nun ihre Kelche wiederaufrichten, ein Bild des neuen Lebens, das bei den Gralsrittern wiederkehrt. Und Wagner schafft diesen Trost, wenn er seine Isolde am Ende der Oper, nach dem Tod des Tristan, in das Licht der Liebe und des Todes sinken lässt. Der Gesang der Isolde verwandelt sich im Augenblick der höchsten Wonne in Schweigen zurück. Tod und Verklärung, Glanz der Verwandlung.

Das Licht grenzt nun keine Orte mehr ab, es „verunendlich“ sich und wird zu einem Raum, der durch nichts mehr abgeschlossen ist, es kann nicht mehr „mein“ schmerzvolles Licht sein, nicht das Licht der Resignation und des Refrains des Liedes: Lisch aus, mein Licht! Die Metapher des Lebens als eine Flamme, die flackert und erlischt, kann nicht bestehen vor dem Geblendetsein durch eine Überfülle. Wenn die Augenlider „weggeschnitten“ sind, wie Kleist es von Caspar David Friedrichs Gemälde Der Mönch am Meer sagte, dann sieht man nichts mehr, man sieht anders.

Seinen Schatten verlieren

Das Licht ist vielleicht das, was kommt, wenn man nicht mehr sehen kann, wenn wir auf unsere ausgehandelten, partiellen Verblendungen, auf die freiwillige und süße Knechtschaft unserer Endlichkeit verzichten müssen, wenn wir das Leben verlassen. Das Licht käme also dann, wenn der uns schützende Schatten sich verliert: bestrahlt ist.

In Rilkes Gedicht Orpheus. Eurydike. Hermes erreicht Orpheus mit der Schönheit seines Gesangs, dass Eurydike das Reich der Toten verlassen darf. Doch solange er im Hades wandelt, darf er sich nicht umdrehen, um zu prüfen, ob sie ihm folgt. So geht er voran, geleitet durch einen Lichtschein, der den Ausgang der Unterwelt anzeigt. Hinter ihm geht an der Seite des Hermes die totenblasse Eurydike, lautlos. Warum dreht Orpheus sich um? Weil er die Gegenwart Eurydikens nicht fühlt; dieser Schatten hat sein Fleisch, seinen Duft, seinen Klang verloren. Man könnte glauben, die Welt der Toten sei eine Welt der Schatten, weil das Sonnenlicht nicht bis in die Tiefen des Reiches vordringt, doch in Wirklichkeit gibt es dort kein Licht, weil es dort keinen Schatten mehr gibt. Aus Bequemlichkeit und der Angst, unsere Toten Tote zu nennen, bezeichnen wir sie als Schatten. Doch hat nur ein lebendiger, sich bewegender Körper einen Schatten, der Schatten ist ein Schlagschatten, wie man treffend sagt, er wird durch das Licht eines Körpers geworfen.

Der Schatten und nicht der Doppelgänger ist das volle Leben, an das man sich erinnert, wie die Tochter des Töpfers Dibutades, die im Augenblick des Scheidens ihres Geliebten dessen Konturen auf die Wand malt. Der Schatten begrenzt und beschreibt den Lebenden wie eine Umrisszeichnung.

Das Atmen des Schattens

Einen Schatten kann man atmen und beim Atmen desselben empfindet man indirekt das Licht. Das Licht wird also vielmehr gefühlt als gesehen, es ist eine Frage des Geruchssinns, des Gehörs und des Tastsinns. Wir müssen seine Materie wahrnehmen und diese Materie ist

wissenschaftlichen Erklärungen nicht zugänglich. Der Glanz des Lichtes ist ein Gefühl, das wir in und auf unserer Haut verspüren. Alle unsere Sinne sind wach und der Sehsinn liest nur die Empfindungen zusammen, die uns durch Töne, Gerüche und Farben vermittelt werden. Die brennende Schwüle des Maquis, das Summen der Bienen inmitten des Lavendels zur postmeridianischen Stunde, die Paul Valéry *midi le juste* nennt, lassen uns genau in dem Augenblick das Licht wahrnehmen, in dem die Kraft der Sonne uns daran hindert, direkt in sie hineinzublicken. Diese Tagesmitte auf dem genauen Scheitelpunkt ihrer Weiße ist bezogen auf das Sehen ein Geblendetsein; bezogen auf die anderen Sinne die Genauigkeit eines Musikstückes, das richtig klingt.

Am deutlichsten nehmen wir das Licht wahr, wenn wir in der Kühle eines Zimmers mit halb geschlossenen Fensterläden ruhen. Der Halbschatten ist ein Warten, sein Ausgefülltwerden heißt Licht, ein Licht, das draußen schwillt und dessen Welle unsere Sinne berührt, ohne gesehen zu werden. Das Licht, das man nicht sehen kann, sichtbar zu machen, bedeutet seine Farben, seine Laute und sein Volumen zu malen oder hörbar zu machen, sie zu befühlen. Der Schatten wäre dann das Fenster der Lichts.

Höblenausgang

Haben wir tatsächlich jemals versucht, das Licht zu sehen? Wir sind kein Ikarus und wollen es auch nicht sein, wir sind die Bauern, Jäger und Fischer aus Bruegels Gemälde. In der einer Natur, in der sich Hell und Dunkel vermischen, gehen wir unseren Geschäften nach und der Sturz des Ikarus ist uns gleichgültig. In seiner Farbenlehre sagt Goethe, wir sähen vom Licht nur seine „Taten und Leiden“, nämlich die Farben. Im Höhlengleichnis ist der Ausgang aus der Dunkelheit schmerzhaft. Als erfahrener Pädagoge empfiehlt Platon, nicht zu schnell ins Licht zu treten, den Blick zunächst auf die Schatten, auf das Wasser zu richten. Wir müssen uns an seinen Widerschein auf Spiegeln oder anderen Oberflächen gewöhnen, die es vermittelt an uns herantragen, damit wir nicht geblendet werden. Aber Platon möchte uns zur Erkenntnis der Formen im Sinne von Ideen führen, während Goethe an andere Formen denkt, solche, die im Griechischen nicht dem *eidos*, sondern der *morphè* zukommen. Das Licht ist eine Frage der sinnlichen Erkenntnis, es gehört dem Bereich der *aisthesis* zu, die einen Brückenschlag zum intuitiven Verstehen wagt. Der Künstler findet sein Glück in der schillernden Mannigfaltigkeit des sinnlich Wahrnehmbaren, in dem, was Platon als ontologischen Mangel bezeichnet und mit dem Adjektiv *poikilos* belegt.

Visionen

Das Sehen ist nur ein Überrest, wenn auch ein kostbarer Überrest der „Visionen“. Visionen müssen erzählt, gehört, bewahrt werden. Im Präludium zu seinem Lohengrin lässt Wagner uns zum ersten Mal die Anwesenheit des Gralsritters hören. Als Elsa im ersten Aufzug ihren Streiter um Hilfe anruft, sinkt sie zum Gebet nieder, das ein Gesang ist und ihre Vision schildert: ein Ritter in strahlendem Weiß. Es wird von den Geigen getragen, und der schweigende Chor erhebt nach und nach seine Stimme, um seinem Entzücken Ausdruck zu geben. Auf ihren Ruf hin steigt der Ritter vom Gral herab und erscheint uns. Seine Ankunft ist zunächst reine Musik, und in genau diesem Augenblick hören wir das Licht, seine Weiße hat die Wertigkeit der Geigentöne, nimmt sodann im Auftauchen Lohengrins Gestalt an, dessen erste Worte, ein zärtlicher Abschiedsgesang an seinen Schwan, uns seiner Gegenwart versichern. Wir hören die Erscheinung, die sich als Schein entfaltet hat. Das Phänomen der Erscheinung ist eine reine akustische Sichtbarkeit.

Der Schwan ist ein Tier, das oft als Führer der Seelen der Toten in der Unterwelt bezeichnet wurde. Lohengrin verwehrt, dass man ihn nach seinem Namen, seiner Herkunft und seiner Abstammung befragt. Er wurde durch den Schwan herbeigeführt und fährt wieder ab, als der Schwan ihn holen kommt. In der Zwischenzeit hat er geliebt, gekämpft – und siegreich die einzige Sache verloren, die zu kosten er gekommen war, die Liebe, die nicht nach dem Warum fragt. Zu der vom Zweifel verzehrten Elsa, die der Überzeugung beraubt ist, welche das klare Licht, in dem Lohengrin ihr erschienen war, ihr hätte geben müssen, zu Elsa, die er verlassen muss, spricht Lohengrin vom Gral, von seinem fernen und wunderbaren Licht, vom Glanz dieses Lichtes und von der verpassten Gelegenheit der von ihm so sehnlich erwünschten Vereinigung.

Goethe, Orpheus, Isolde, Ikarus, Lohengrin. Sagen sind Geschichten, die von der Veränderung der Gestalt (von den Veränderungen der Form?) erzählen. Die künstlerische Tätigkeit ist eine Verwandlung, sie ist eine der Formen des Lichts, eine Matrix der Goethischen Taten und Leiden, dank derer man das Licht erfassen kann, ohne dass man dazu sehen können muss.